

Léon Poliakov
St. Petersburg – Berlin – Paris

Léon Poliakov, 1910 in St. Petersburg geboren und 1997 in Orsay gestorben, war französischer Historiker. Schwerpunkte seiner Forschung waren Rassismus, Antisemitismus, jüdische Geschichte und der Holocaust. Bis zu seiner Emeritierung war er Doktor der Philosophie an der Sorbonne sowie Forschungsleiter am Centre national de la recherche scientifique in Paris. Zahlreiche Veröffentlichungen u.a. das achtbändige Standardwerk »Geschichte des Antisemitismus«. Außerdem: »Vom Antizionismus zum Antisemitismus«, ça ira, Freiburg 1992. Titel der Originalausgabe: »Mémoires«, Paris 1999.

© Les Éditions Grancher

Die Übersetzung wurde unterstützt von:

Fondation pour la Mémoire de la Shoah, Paris

Edition

TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

1. Auflage: Berlin 2019

© Verlag Klaus Bittermann

www.edition-tiamat.de

Druck: cpi books

Lektorat: Janina Reichmann

Buchumschlag: Felder Kölnberlin Grafikdesign

Unter Verwendung eines Fotos von Léon Poliakov

ISBN: 978-3-89320-243-0

Léon Poliakov
St. Petersburg – Berlin –
Paris

Memoiren eines Davongekommenen

Mit einem Vorwort von
Annette Wiewiorka

Aus dem Französischen von
Jonas Empen, Jasper Stabenow und
Alexander Carstiuc

Herausgegeben und mit einem Nachwort von
Alexander Carstiuc



Critica
Diabolis
266

Edition
TIAMAT

INHALT

Vorwort

von *Annette Wieviorka*

– 7 –

Vorbemerkung – 15

Erster Teil

Kindheit und Jugend

Erinnerungen ans Geburtsland – 19

Der Zauber Deutschlands – 38

Entwicklung zum Halbintellektuellen – 44

Die *Pariser Tageblatt*-Affäre – 57

Sulamith – 70

Zweiter Teil

Die Musikantenwirtschaft

Prolog – 79

Die Abenteuer eines unbescholtenen Juden – 89

Die Abenteuer eines ungetauchten Juden – 112

Die Abenteuer eines Juden, der Juden versteckt – 131

Dritter Teil
Neue Lehrzeit und Reife

Erste Schritte eines Forschers – 181
 Psychoanalyse – 196
 Das Brevier des Hasses – 203
 Von Tolstoi zu Dostojewski – 208
Geschichte des Antisemitismus – 213
 1967 und 1968 – 234
 Menschen und Tiere – 243

Schlussbemerkung – 250

Den Holocaust persönlich nehmen...

Nachwort von *Alexander Carstiuc*

Vorwort

von Annette Wiewiorka

1981 veröffentlichte Léon Poliakov seine Memoiren, »L'auberge des musiciens«. Er war zu diesem Zeitpunkt 70 Jahre alt und konnte nicht wissen, dass er noch 17 Jahre leben und ein knappes Dutzend weiterer Bücher schreiben würde. Das Herzstück dieses autobiographischen Berichtes bilden die Schilderungen seiner Abenteuer aus den Jahren 1940 bis 1944, die sich während des Wahnsinns des nationalsozialistischen Krieges abspielen und die auch aus dieser Zeit datieren. Der erste und dritte Teil entstanden erst auf Anfrage seiner Verleger und Freunde, und Poliakov berichtet hier von seinem Werdegang vor und nach dem Krieg.

Die Kriegsjahre stehen nicht nur im Zentrum der Erzählung, sie waren es auch, die aus Poliakov einen Historiker machten. Im Sommer 1942, nach der sogenannten Razzia des Vélodrom d'Hiver und den vom Vichy-Regime vorgenommenen Verhaftungen von 13.000 Juden, die nach Drancy und in andere Lager gebracht wurden, begann für Léon Poliakov ein Lebensabschnitt, den er in seinen Memoiren als »großes Leid« bezeichnet und der von ständiger Verfolgung und Gefahr geprägt war. In Marseille traf Poliakov auf den russischen Staatsbürger Joseph Bass, genannt André. Dieser bemühte sich mit anderen jüdischen Untergrundkämpfern wie etwa Théo Klein darum, Juden in verzweifelter Lage in Sicherheit zu bringen. Man versteckte sie vor allem in den Dörfern des »protestantischen Plateaus« bei Le Chambon-sur-Lignon,

welches Poliakov als »Anachronismus« beschrieb. Folgendermaßen charakterisierte er dessen Bewohner: »sie sind fromm, schwermütig und asketisch, misstrauisch gegen jede Autorität, und sie gehorchen ausschließlich ihrem Gewissen – und ihren Pastoren. Auf diese Art und Weise haben sie fast unverändert die einfachen Sitten und Tugenden vergangener Jahrhunderte bewahrt.« Auch er selbst half als »untergetauchter Jude« von da an anderen Juden dabei, unterzutauchen.

Léon Poliakov wurde 1910 in Sankt Petersburg geboren, zwei Tage nach dem Tod Leo Tolstois, dessen Vornamen er erhielt und in dessen Zeichen sich seine Erziehung vollzog. Seine Verbundenheit mit seinem Geburtsland war stets erkennbar. Er bewahrte seinen Akzent und wandte sich in seinen späten Arbeiten ab 1983 der russischen Geschichte zu. 1920 gelang es seiner Familie, das bolschewistische Russland zu verlassen, und nach einiger Zeit in Berlin ließen sich die Poliakovs 1924 in Paris nieder. Léon Poliakov erwarb an der Sorbonne ein Juradiplom und arbeitete für die diversen Unternehmungen seines Vaters. Er selbst sah sich als Angehörigen dreier Kulturen: der französischen, der deutschen und der russischen. Er hatte keinerlei jüdische Erziehung erhalten und sagte, erst durch der Krieg und die antisemitischen Verfolgungen habe er sich mit dem Judentum identifiziert.

Bald nach seiner Einberufung geriet er in Kriegsgefangenschaft, entkam jedoch und kehrte zurück nach Paris. Anschließend floh er nach Marseille, wo er als Sekretär des Rabbis Schneerson tätig war, welcher der Vereinigung praktizierender Israeliten vorstand. Diese Rolle, aber insbesondere die spätere Begegnung mit Jacob Gordin, der ihn in jüdischer Philosophie unterrichtete, beeinflussten Poliakov maßgeblich. Poliakov erlebte durch Gordin eine Art intellektueller Bekehrung zum Judentum.

Die Zeit der Besatzung erwies sich als wegweisend für sein anschließendes Leben. Nach der Befreiung beauftragte wiederum Issac Schneersohn, der unter der italienischen Besatzung ein Dokumentationszentrum für jüdische Zeitgeschichte begründet hatte, Léon Poliakov mit einer grundlegenden Materialsichtung der nun in Paris ansässigen Institution. Binnen kurzem bekleidete er dort die Stelle des Forschungsleiters.

Poliakov vermutete, dass die Deutschen bei ihrem fluchtartigen Abzug aus Paris Papiere zurückgelassen hatten, die sich nun im Besitz der Polizei befinden könnten. Ein Empfehlungsschreiben des sozialistischen Politikers und Resistanceunterstützers Justin Godart ermöglichte ihm die Vorsprache bei einem Kommissar vom Inlandsgeheimdienst, der ihm eine hölzerne Truhe anvertraute. Die darin enthaltenen Registerdokumente erschlossen ihm das gesamte beschlagnahmte Archivmaterial der SS in Frankreich.

Poliakov gab zahlreiche Unterlagen sodann an Edgar Faure, der als assistierender Staatsanwalt bei den Nürnberger Prozessen fungierte. Die Aufgabe der Anklageerhebung wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschheit, die die Nationalsozialisten in Westeuropa (Frankreich, Belgien, Niederlande, Luxemburg, Dänemark und Norwegen) verübt hatten, war der französischen Staatsanwaltschaft zugefallen, der es jedoch an dokumentarischem Material erheblich mangelte.

Das »Manna der neuen Dokumente«, wie Edgar Faure es beschrieb, machte es ihm erst möglich, seine Anklageschrift detailliert zu unterfüttern. »Ich sondierte das mikrofilmaufbereitete Archivmaterial ganze Nachmittage lang. Die Mechanik der staatlichen Kriminalität fand sich hier auf einer gewissen Anzahl entscheidender Dokumente abgelichtet. Dies erlaubte es, die Mittäterschaft auf

allen Ebenen der Hierarchie und in sämtlichen Verästelungen dieser Baumstruktur zu begreifen.« (Edgar Faure)

In seiner Funktion als Experte der französischen Delegation bei den Nürnberger Prozessen (1946-48) konsultierte Léon Poliakov ausgiebig die Archive, und zwar sowohl der Prozesse gegen die Hauptschuldigen als auch der zwölf anschließenden Prozesse. Diese intime Kenntnis der Archive unmittelbar nach den Geschehnissen erlaubte es ihm, ein erstes historisches Werk über die Vernichtung der europäischen Juden – »Bréviaire de la Haine. Le IIIe Reich et les Juifs« (Brevier des Hasses. Das Dritte Reich und die Juden) – schon 1951 zu veröffentlichen.

Seit seiner Erstveröffentlichung ist das Werk auf französisch kontinuierlich neu aufgelegt worden; die letzte Neuauflage ist 2017 bei Belles Lettres erschienen.

Es handelt sich um ein um eine vollständige Synthesis, die sich zudem durch ihre Lesbarkeit auszeichnet und sich deshalb auch an ein großes Publikum richtet. Chronologisch, beginnend schon bei ihren Vorboten, wird die Politik der Nazis gegenüber den Juden nachgezeichnet und sämtliche Formen und Aspekte des hitlerschen Antisemitismus untersucht. Bei der Lektüre des Werks heute, da viele Forschungsbemühungen zu jedem der Aspekte angestellt worden sind, die bei Poliakov Erwähnung finden, kann den Leser die Stichhaltigkeit der Analysen Poliakovs nur beeindrucken (beispielsweise das Erkennen des konzeptuellen und technischen Zusammenhangs zwischen der Ermordung psychisch Kranker und der massenhaften Vergasung von Juden; oder die Bedeutung, die Poliakov den Raub- und Plünderungspraktiken beimisst). Der Leser muss auch davon beeindruckt sein, wie Poliakovs Darstellung die gesamte Geschichte umspannt; unbekannt sind ihm weder die Reaktionen der Juden (ein

ganzes Kapitel ist den Formen von Gemeinschaft in der abgeschotteten Welt des Ghettos gewidmet, ein anderes befasst sich mit dem jüdischen Widerstand), noch diejenigen der Kirche oder der europäischen Völker. Einige haben, unter reichlicher Zuhilfenahme der Medien, »aufgedeckt«, was sie dann mit einem diskussionswürdigen Ausdruck als »Shoah durch Kugeln« bezeichnet haben; Poliakov aber hatte dieser bereits ein ganzes Kapitel gewidmet und sie als »chaotische Vernichtungen« charakterisiert. An gleicher Stelle hat er auch dargestellt, wie die Gruppen, die diese Verbrechen begingen, ausgebildet worden waren und worin ihre Aufgabe bestand. Poliakov befasste sich mit der Vorgehensweise und der Psychologie der Henker, mit der Haltung der Wehrmacht. Auch die Vernichtung der Spuren hat er nicht übergangen.

Sicherlich haben auch andere große Historiker, Raul Hilberg oder Saul Friedländer, Werke veröffentlicht, deren Ziel es ist, die Vernichtungsmaschinerie in ihrer Gesamtheit zu begreifen. Und insbesondere seit dem Fall des Eisernen Vorhangs, in dessen Folgezeit viele Archive der ehemaligen Volksrepubliken sowie der früher zur Sowjetunion gehörigen Länder öffentlich zugänglich gemacht wurden, konnten bei der Erforschung des Genozids an den Juden bemerkenswerte Fortschritte erzielt werden, z.B. hat sich die Zahl regionaler und thematischer Studien vervielfacht. Keine dieser Studien hat jedoch den »Bréviaire de la Haine« obsolet werden lassen.

Dass die Arbeiten Léon Poliakovs gleichzeitig Pionierleistungen und von bleibendem Wert sind, ist der Art geschuldet, auf die er sein Metier erlernt hat; an Ort und Stelle, in größtmöglicher Nähe zu den Quellen, die er entdeckt, gesammelt und zu Werken zusammengefügt hat, welche die Facetten dessen zeigen, was bis dato noch keinen Namen hatte, weder Holocaust noch Shoah hieß.

1946 erschien »La condition des Juifs en France sous L'Occupation italienne« (Die Lage der Juden im italienisch besetzten Frankreich); 1949 »L'Étoile jaune« (Der gelbe Stern), beide herausgebracht vom hauseigenen Verlag des Dokumentationszentrums für jüdische Zeitgeschichte (Centre de documentation juive contemporaine); 1955 veröffentlichte er zusammen mit Joseph Wulf »Das dritte Reich und die Juden«; 1963 »Le procès de Jérusalem. Jugements – Documents« (»Der Prozess von Jerusalem. Urteil – Dokumente«) bei Calmann-Lévy, der schon den »Bréviaire« publiziert hatte. Diese Werke machten schließlich zwei Bände in einer Buchreihe aus, die selber auch bahnbrechend gewesen ist. »Archives« wendete sich im Taschenbuchformat an ein breites Publikum, insbesondere Studenten, und machte ihnen von Historikern zusammengetragenes dokumentarisches Material zugänglich. »Auschwitz« war 1964 der vierte Band der Reihe, und Léon Poliakov steuerte dieser 1973 noch »Procés de Nuremberg« (Die Nürnberger Prozesse) bei.

Der »Bréviaire« war dem Hass gewidmet. Dem antisemitischen Hass. Er antwortete auf die Frage, die sich Léon Poliakov unaufhörlich stellte: warum wollten die Nazis ihn töten? Er war zwar Historiker geworden, hatte sich aber auch sein Interesse für die anderen Disziplinen bewahrt und dieses im Laufe der Jahre noch vertieft. In die Philosophie war er von seinem Freund Alexandre Kojève eingeführt worden, aber auch in Biologie, Anthropologie und Psychoanalyse war er bewandert. Dieser Eklektizismus und eine Vorliebe für umfangreiche Projekte bewegten ihn dazu, sich in eine Unternehmung enormen Ausmaßes zu stürzen: »Die Geschichte des Antisemitismus« (vier Bände verfasste er zwischen 1955 und 1977, 1994 wirkte er an einem fünften Band als Mitautor und Herausgeber mit). Die Geschichte des Abendlandes wird

durch das Prisma des mal mehr, mal weniger friedfertigen Umgangs mit den Juden betrachtet. Das Problem des Antisemitismus (Poliakov gebraucht diesen Begriff, kritisiert ihn aber auch) wird dergestalt auf strukturelle Weise angegangen. Der Antisemitismus wird zum geschichtlichen Gegenstand. Antisemitismus grenzt Poliakov hierbei von Antijudaismus ab, wobei er die Epoche der Aufklärung als maßgeblich erachtet: in dieser erscheint zum ersten Mal ein pseudo-rassisches Motiv, das ihm zufolge die Entscheidung, die Juden Europas zu vernichten, begründen wird. Die obsessive Frage nach dem »Warum«, die den Ausgangspunkt für den »Bréviare« bildete, wird somit in der »Geschichte des Antisemitismus« zumindest teilweise beantwortet.

Die Werke, die auf die Geschichte des Antisemitismus folgen, sind wesentlich auch für die Gegenwart, und eine erneute Lektüre dürfte sich als fruchtbar erweisen. Zunächst wäre da »La Causalité diabolique« zu nennen (1980: »Essai sur l'origine des persécutions«; 1985: »Du joug mongol à la victoire de Lénine«). In diesem Essay untersucht Poliakov jene Gruppen (von den Jesuiten über die Juden bis zum Bourgeois), die im Laufe der Geschichte Europas als Sündenböcke herhalten mussten und die beschuldigt wurden, Epidemien, Kriege, Revolutionen etc. herbeigeführt zu haben. Es handelt sich hierbei um eine Analyse dessen, was man heute als Verschwörungstheorien bezeichnen würde, die also keineswegs eine Erfindung des 21. Jahrhunderts sind, sondern ein Phänomen, das im Laufe der Geschichte immer wieder auftaucht.

Zwei weitere Essays, zu konkreten Anlässen geschrieben, die aber über diese hinausweisen und insbesondere für die Gegenwart von Relevanz sind, sollten noch Erwähnung finden: »De l'antisionisme à l'antisémitisme«

(1969; »Vom Antizionismus zum Antisemitismus«) und »De Moscou à Beyrouth: Essai sur la désinformation« (1984; »Von Moskau nach Beirut. Über Falschinformation.«) Beim ersten Essay handelt es sich um eine Analyse der Tatsache, dass in der Sowjetunion und den Volksrepubliken die Juden plötzlich »Zionisten« genannt wurden; dies geschah vor allem anlässlich der Prager Prozesse gegen Rudolf Slansky, Artur London und andere, aber auch im darauffolgenden Jahr während der Affäre um die sogenannte »Ärzteverschwörung«, als in Moskau eine Gruppe Mediziner fast sämtlich jüdischer Herkunft angeklagt wurde, Stalin vergiften zu wollen – sie wurden nur deshalb begnadigt, weil Stalin im März 1953 starb.

Léon Poliakov hat ein monumentales Werk geschaffen, doch weder wurde er hierbei reich noch machte er Karriere. Die Institutionen haben selten diejenigen gern, die ihrem eigenen Weg folgen. Als Poliakov ins Centre national de la recherche scientifique (C.N.R.S.) aufgenommen wurde, war er schon über 60 Jahre alt und bis dahin stets auf der Suche nach kleinen Aufträgen gewesen. Heute würde man ihn einen prekären Intellektuellen nennen. Er war ein akribischer Arbeiter, ein zurückhaltender, bescheidener Mann, auch wenn er sich des Werts seiner Arbeit bewusst gewesen ist, zudem voller Humor, und dieser Humor zieht sich auch durch die ganze Erzählung seiner Memoiren. Er war ein Pionier, der ging, wohin ihn seine Neugier führte, ohne sich groß um Ehrungen oder seine Karriere zu scheren. In der intellektuellen Landschaft Frankreichs nimmt Poliakov einen besonderen Platz ein. Heutzutage, wo der Antisemitismus in all den schon von ihm untersuchten Ausprägungen aufflammt, wäre es angemessen, Léon Poliakov aufs Neue unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Vorbemerkung

Dieses Buch ist auf Betreiben meiner Freunde Laure Adler, François Furet und Laurent Theis entstanden.

Im Jahr 1946 verspürte ich den Drang, von meinen Erlebnissen zwischen 1940 und 1944 zu berichten, die mir selbst vor dem Hintergrund des nationalsozialistischen Irrsinns außergewöhnlich schienen. Der Bericht, den ich damals unter dem Titel »L'auberge des musiciens« verfasst habe, bildet nun den zweiten Teil dieses Buches. Aus jener tragischen Zeit hervorgehend war er, wie wir sehen werden, bar jeder pathetischen oder melodramatischen Nuance. In dieser Form fand er in Jean Vigneau einen Verleger, der, das bleibt mir unvergesslich, mir einen ersten Vertrag gab und einen Vorschuss zahlte. Es gelang ihm jedoch nicht, einen Verlag nach seinen Vorstellungen auf die Füße zu stellen, und so verschwand das Manuskript wieder in der Schublade.

Dreißig Jahre später erzählte ich anlässlich einer Sendung von France-Culture Laure Adler von dem Manuskript, die mich darum bat, es einsehen zu dürfen. Sie zeigte es Laurent Theis, der es wiederum François Furet zu lesen gab. Sie waren es, die mir dazu rieten, den Text durch ein »Davor« und ein »Danach« zu ergänzen. Was den ursprünglichen Kerntext angeht, hätte es mich zu viel Überwindung gekostet, Änderungen vorzunehmen. Ich habe ihn daher gelassen wie er war und mich darauf beschränkt, einige Anmerkungen hinzuzufügen.

Massy und Hauteville-sur-Mer, Sommer 1980

Zum Andenken an meinen Freund
Oswaldo Bardone, einen herzenguten
und freigeistigen Menschen, einem un-
heilbaren Leiden erlegen im Alter von
65 Jahren am 31. Oktober 1980

Erster Teil

Kindheit und Jugend

Die Kindheit und Jugend, die in diesem ersten Teil geschildert werden, sind denkbar gewöhnlich angesichts von Hunderttausenden im Zarenreich geborenen und in der ganzen Welt verstreuten Kindern, die sie erlebt haben. Die tolstoische Erziehung, die der Autor erfuhr, blieb auch einem Großteil von ihnen nicht erspart. Ungleich gewöhnlicher noch waren und bleiben die Herzen, die gebrochen werden wollten.

Hingegen ist die »Pariser Tageblatt«-Affäre, mit der der Autor ins Berufsleben, in die *vita activa*, eintrat und die für immer seine Affinitäten und Abneigungen prägen sollte, ein Emigrantendrama singulärer Art.

Erinnerungen ans Geburtsland

In Kindheit und Jugend stellte ich mir oft die Frage nach meiner ersten Erinnerung. Möglicherweise war dieses Interesse durch die Lektüre von Leo Tolstois Kindheit angeregt, in der den Erzähler dieselbe Frage umtreibt. Dass Tolstoi mir viel bedeutete, lag daran, dass ich von frühester Kindheit an weiß, ich heiße Léon, weil ich 1910 am Tag nach dem Tod des berühmten Alten geboren wurde. Was meine erste als solche kultivierte Erinnerung angeht (d.h. eine Erinnerung zweiten Grades, die Erinnerung einer Erinnerung), so ist das die Vision rings um einen lichtergeschmückten Weihnachtsbaum versammelter Kinder, die, wenn ich nicht irre auf Deutsch, »Oh Tannenbaum« singen.

Damit ist bereits das Milieu meiner Kindheit beschrieben: Es ist jenes der noch nicht lange, aber vollkommen an die kulturelle Umgebung assimilierten Juden. Die Familientradition verlangte, dass meine Eltern einmal jährlich an Jom Kippur in die Synagoge gingen; nach meiner Geburt brachen sie auch diese letzte Verbindung ab. Das heißt allerdings nicht, dass sie sich dem orthodoxen Staatsglauben annäherten: Um die Jahrhundertwende galt Religion, in Russland mehr als anderswo, den meisten Intellektuellen als mittelalterliches Überbleibsel. In Russland deshalb mehr als anderswo, weil sich alle gesellschaftlichen Missstände auf eine überkommene Autokratie zurückführen ließen. Wenn nur der Zar verschwände, so dachte die Mehrheit der Intelligenza und

die Juden einhellig, dämmere die Morgenröte schon ganz von allein. Die verspätete russische Aufklärung war in dieser Hinsicht besonders strikt und kategorisch, und die Vehemenz dieser Überzeugung lässt besser verstehen, was später geschehen sollte.

Das zaristische Russland war überdies zu jener Zeit »das Land der unbegrenzten Möglichkeiten«, ein zweites Amerika, wo zielstrebige Männer in immer größerer Zahl aus eigener Kraft ihr Glück machten. Dies galt auch für meinen Vater, der in eine arme jüdische Familie auf der Krim hineingeboren wurde. Es ist an dieser Stelle, insofern es einer Autobiographie ansteht, notwendig zu berichten, was ich von der Familiengeschichte behalten habe. Nicht viel, um ehrlich zu sein: Wenn es auch illustre Dynastien von Poliakovs gab, christliche wie jüdische – Bankiers, Zigeunersänger und in Frankreich Kinostars – meine Vorfahren väterlicherseits haben sich nicht derartig hervorgetan. Von der mütterlichen Linie, den Friedmanns, weiß ich noch weniger.

Meine Großeltern, die ich nie kennengelernt habe, zogen bald nach der Geburt meines Vaters nach Odessa, eine Hafenstadt mit südlichem Flair und vielen einfallreichen Unternehmern meist jüdischer und griechischer Herkunft, und ebenso vielen Trickbetrügern (»Odessit« hat in der russischen Alltagssprache ein wenig diese Bedeutung). Der kleine Handel, den mein Großvater führte, ging allerdings in Konkurs, und er starb kurz darauf und ließ meine Großmutter mit fünf Kindern in tiefem Elend zurück. Ich weiß nicht so recht, wie die Familie über die Runden kam; mein Vater zumindest verdiente seit seiner Kindheit einige Kopeken als Laufbursche. Die Bildung, die er schließlich erlangen sollte, viel eher russisch als jüdisch, hat er ausschließlich sich selbst zu verdanken.

Eine Anekdote illustriert sein Wesen recht gut: Im Al-

ter von zehn, zwölf Jahren schaute er einer Bande von Zigeunerjungen beim Steigenlassen eines großen Drachens zu, durfte aber nicht selbst mitmachen. Um sich zu rächen, durchtrennte er die Leine; äußerst knapp nur entkam er ihrer Lynchjustiz. Nach einem Streit mit seiner Mutter verließ er mit knapp 14 Jahren sein Elternhaus, um auf der heimatlichen Krim sein Glück zu suchen. Seine erste Anstellung fand er als Hilfskraft in einer Apotheke. Die Tochter des Apothekers hatte ein Auge auf ihn geworfen und drängte ihn, die Prüfung zum Apothekergehilfen abzulegen. Dies sollte fortan als Beruf in seinen Papieren stehen, auch als er sich später ins Geschäftsleben stürzte und sogar Eigentümer mehrerer Tageszeitungen wurde; denn das Apothekerdiplom erlaubte ihm wie jeder andere Universitätsabschluss, sich überall im Zarenreich niederzulassen. Aufgrund einer ins mittelalterliche Moskau zurückreichenden Tradition hatten Juden nämlich nicht das Recht, im eigentlichen Russland zu leben; sie mussten mit den Regionen vorliebnehmen, die im 18. Jahrhundert erobert und annektiert worden waren (etwa Polen, dem Baltikum, etc.).

Unter den beiden letzten Zaren verschärfte sich diese »Judengesetzgebung«: Juden hatten nicht mehr das Recht, auf dem Land zu leben; an Gymnasien und Universitäten wurden ihnen nur drei bis fünf Prozent der Plätze zugestanden, und es versteht sich von selbst, dass ihnen die militärische und die Beamtenlaufbahn untersagt waren. Von diesen Gesetzen waren nur Universitätsabsolventen und sehr reiche Kaufleute (die der sogenannten »ersten Gilde«) ausgenommen. Daher rührte die beinahe einhellige Ablehnung, die die Juden der zaristischen Herrschaft entgegenbrachten und auch die Rolle, die sie in der Revolution spielen sollten. Und daher rührt auch der Teufelskreis aus verstärkter Verfolgung, vor allem in

Form von Pogromen, und der wiederum unausweichlichen Intensivierung des revolutionären Gärungsprozesses und anderer Formen von Protest und Ungehorsam.

Dabei muss erwähnt werden, dass die zaristische Verfolgung in keiner Weise rassistisch war, da die Taufe einen Juden von sämtlichen rechtlichen Beschränkungen befreite und die Käuflichkeit von Polizei und Verwaltung noch andere Arrangements gestattete. (Die Gendarmen, die von Zeit zu Zeit vorbeikamen, um die »Aufenthalts-papiere« meines Vaters zu überprüfen, mussten im Vorzimmer auf ihre Schmiergelder warten, und er weigerte sich, sie persönlich zu empfangen!) Davon abgesehen war, ganz anders als später in der Sowjetunion, die Auswanderung von Juden ausdrücklich erwünscht, denn seit Alexander III. galt die Regierungsleitlinie: »Ein Drittel wird konvertieren, ein Drittel emigrieren, ein Drittel vergehen.« Aber wenden wir uns wieder dem Aufstieg meines Vaters zu.

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren eröffnete er, nach Odessa zurückgekehrt, seine eigene Apotheke und heiratete kurz darauf seine junge Fördererin, in die er sich vom ersten Tag an heimlich verliebt hatte. Wenn diese Trauung von einem Rabbi vorgenommen wurde, so lag das daran, dass es anders nicht sein konnte, denn die Ehe im Zarenreich oblag dem Klerus; ich bin allerdings überzeugt, dass mein Vater schon zu dieser Zeit alles andere als eine tragende Säule der Synagogengemeinde war. Odessa war am Ende des 19. Jahrhunderts eine blühende Hafenstadt und eine Hochburg sowohl der jüdischen »Russifizierung« wie auch des Zionismus – was keineswegs widersprüchlich ist, handelt es sich doch bei beidem um einen Bruch mit der Tradition und den Lebensformen der Vorfahren.

Die Lebensphilosophie meines Vaters war simpel: Die

Nichtexistenz Gottes war durch die Omnipräsenz des Schlechten in der Welt bewiesen, und es verstand sich von selbst, dass die Zerschlagung des Zarismus die Welt weit weniger schlecht machen würde. Besonders gerne zitierte er ein Zigeunersprichwort^{*}: »Die Wahrheit kennt nur der liebe Gott, doch auch er kennt nur einen kleinen Teil davon.« War er eher Agnostiker als Atheist? Metaphysisches trieb meinen Vater, der vor allem ein Mann der Tat war, jedenfalls nicht um. Seine Achtung für Literatur und geistige Arbeit jedoch waren klassisch jüdisch. Er blieb der Tradition außerdem in seiner Rolle als ausgezeichnete Ehemann und Vater treu. Seine Frau gebar ihm fünf Kinder, bei der Geburt des letzten starb sie.

Die russische Revolution und die nazistische Verfolgung haben diese kleine Welt in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Im Moment habe ich sieben Nichten und Nefen, von denen nur drei Franzosen sind, der Rest verteilt sich auf die Vereinigten Staaten, Argentinien und Israel; unter ihnen zwei Wissenschaftler, ein protestantischer Pfarrer und die Ehefrau eines französischen Botschafters. In Russland hingegen habe ich nur Cousins und Cousi-

* Der pejorative Begriff »Zigeuner« leitet sich vom griechischen Athinganoi ab, der Bezeichnung für eine häretische Sekte im Mittelalter. In diskriminierender Absicht werden unter ihm Sinti und Roma, Kalderash und andere subsumiert. Die Geschichte des Antiziganismus, der Diskriminierung und Verfolgung von als »Zigeunern« stigmatisierten Menschen, die im 15. Jh begann, kulminierte im NS in dem systematischen Genozid an einer halben Million Sinti und Roma. Der Zentralrat der deutschen Sinti und Roma lehnt den Begriff »Zigeuner« seit Jahrzehnten als diskriminierende Fremdbezeichnung ab. Vgl. Wolfgang Wippermann: Wie die Zigeuner. Antisemitismus und Antiziganismus im Vergleich. Berlin 1997.

nen, während meine engere Familie im Jahr 1920 in Gänze emigriert ist.

Meine Mutter war also die zweite Frau meines Vaters. Es handelte sich eher um eine Vernunft Ehe: Sie kannten sich bereits seit längerer Zeit, und sie imponierte ihm vor allem in ihrer Funktion als Gymnasiallehrerin. Wie gesagt bin ich über ihre Familie weitaus schlechter informiert als über meine Vorfahren väterlicherseits. Gleichfalls aus Odessa stammend, war sie schon seit mindestens zwei Generationen »russifiziert«. Mein Großvater mütterlicherseits war Lehrer in einer russischen Grundschule; seine Tochter konnte eine höhere Sprosse erklimmen und Geschichte sowie Geographie an Gymnasien unterrichten, da sie ihr Studium mit besonderer Auszeichnung abgeschlossen hatte. Sie war eine sanfte Frau mit strengen Prinzipien: Idealistisch zollte sie mit großer Selbstverständlichkeit den tolstoischen Tugenden der Nächstenliebe, Bescheidenheit und Einfachheit Tribut. Sie verbot sogar ihrem umtriebigen Ehemann während der zwei oder drei ersten Ehejahre, ihr auch nur ein einziges Kleid oder Schmuckstück zu schenken und nahm stattdessen mit ihrer alten Garderobe vorlieb. Überdies versuchte sie, vorsichtig und in ihrer intellektuellen Art, uns mit dem »Jüdischen« vertraut zu machen; aber *Die Ähren*, eine russischsprachige Zeitschrift für jüdische Kinder, interessierte mich nur mäßig. Statt mich in eine Chronik des Leidens zu versenken, wie ich es letzten Endes zu tun gezwungen war, wollte ich damals lieber Astronom werden.

Ich glaube, die fünf Stieftöchter, deren Älteste schon fünfzehn Jahre alt war und sich eine Karriere als Sängerin in den Kopf gesetzt hatte, waren meiner Mutter eine schwere Bürde. Ihr erstes Kind erhöhte die Zahl der Töchter auf sechs. Kann es da verwundern, dass die an-

lässlich meiner Geburt eintreffenden Glückwunschtelegramme sinngemäß verkündeten: »Wir freuen uns, aber wir können es nicht glauben!«? Ist es außerdem verwunderlich, dass ich ein bemuttertes, übermäßig behütetes Kind war; mit dem erschwerenden Umstand, einem Geflecht an spezifisch russischen Tabus ausgesetzt zu sein, von denen die Erhebung der Lüge zur Todsünde nicht einmal am schwersten auszuhalten war?

Waren es eigentlich russische oder jüdisch-russische Tabus? Wer weiß; wenn jedenfalls die russische Vorstellung von Sünde und das jüdische Schuldgefühl sich vereinigen, kann das weit führen. (So zum Beispiel in der Kibbuz-Bewegung, die durchaus zum Teil von Tolstoi inspiriert ist; für weitere Beispiele wende man sich der Geschichte der revolutionären Bewegung in Russland zu.) Wie dem auch sei, was mich angeht, so rächte ich mich nach Kräften mit den klassischen Methoden: indem ich mich anflehen ließ, doch ja ordentlich zu essen und vor allem, indem ich Krankheiten am laufenden Band produzierte. In gewissem Sinne habe ich die Scharmützel eröffnet, kam ich doch von einem Ekzem bedeckt zur Welt. Da Antihistaminika damals noch unbekannt waren, verband man mir angeblich die Hände, um mich am Kratzen zu hindern. Das lässt an eine wohlbekanntere Interpretation des »russischen Nationalcharakters« denken, die auf die Praxis zurückgeht, Säuglinge fest einzuwickeln; an jene mag man glauben oder nicht, wenn ich sie erwähne, dann nur, weil ich mich in dieser Hinsicht eher russisch als jüdisch fühle. Das Gleiche gilt für jenen leicht ins Verlogene kippenden Idealismus, der lehrt – um gleich das erste Beispiel zu nehmen, das mir in den Sinn kommt –, dass Geld etwas »Schmutziges« sei. Ich erinnere mich, dass Ärzten ihr Honorar nie sichtbar, sondern immer in einem Umschlag zugesteckt wurde. Mir ver-

komplizierte diese Haltung lebenslänglich das Dasein (mit einer gewissen Ambivalenz in der Strenge, wohlverstanden). Russisch war der Familienlegende zufolge auch die Kur, der das gelang, woran die Fachmedizin gescheitert war: Meine Niania (mein Kindermädchen) heilte mein Ekzem, indem sie mir das Gesicht mit Crème fraîche einrieb.

Dieselbe Niania, die Mascha (Marie) hieß, wollte, nachdem sie mich so wundersam geheilt hatte, offenbar auch meine Seele retten. Jedenfalls schleppte sie meine Schwester und mich in zahlreiche Kirchen und erzählte uns die Passionsgeschichte in ihren Worten. Wohlgemerkt nahm sie uns bei all dem unter Androhung ewiger Verdammnis das Versprechen ab, nichts davon unseren Eltern zu erzählen. Wir nahmen diese Drohungen ernst. Die Beziehungen zwischen jüdischen Kindern und christlichen Hausmädchen waren häufig ein heikles Kapitel, reich an Komplikationen und Geheimnissen mit mehr oder weniger Hautgout. Niania Mascha, die uns sicherlich abgöttisch liebte, erzählte uns auch, wie in ihrem Dorf in Weißrussland die Christenkinder die jüdischen Kinder mit Brennesseln auspeitschten...

An all das erinnere ich mich nur vage und indem ich mich vor allem auf das Gedächtnis meiner älteren Schwester verlasse. Aber tatsächlich wurde ich infolge des Ekzems, das gelegentlich wieder auftauchte, von der Medizin zu einem empfindlichen Kind erklärt, das wie im Glashaus großgezogen und unter allen Umständen geschont werden müsse. Man verschärfte die Vorsichtsmaßnahmen noch, nachdem etwa um 1915 eine schlimme Diphtherie ausgebrochen war, als meine Eltern gerade auf Reisen waren. Vielleicht schrie ich deswegen zum Zeichen des Protests: »Böse Leute (und nicht *gute Leute*), rettet mich!« Danach folgten die klassischen Nachwir-

kungen, nämlich eine mehrere Wochen andauernde Lähmung der Beine. Ich kann nicht sagen, ob ich in diesem Fall somatisierte, wie man heute sagen würde, aber Tatsache ist, dass man mir damals verbot, das Lesen zu lernen. Ich reagierte damit, dass ich mir auf eigenen Wegen das Alphabet erschloss und ein fanatischer Leser wurde, der sich für das winzigste Stück bedruckten Papiers interessierte. Später spitzte ich all das noch zu, indem ich heimlich französische Autoren las, insbesondere Maupassant und Zola, die in Russland viel beliebter waren als in Frankreich, wahrscheinlich weil die Russen in diesen Klassikern einen Hauch Erotik fanden.

Zu dieser Zeit – wir befinden uns inzwischen in den Jahren 1916-1917 – war mein Vater sehr reich geworden. Seine Geschäfte waren vielfältig: eine internationale Handelsgesellschaft, eine Werbeagentur, vor allem aber eine Reihe an Zeitungen, die sein Eigentum waren und von so liberaler Ausrichtung, wie es vernünftigerweise noch möglich war: vier Tageszeitungen in St. Petersburg, wo er seit 1906 wohnte (darunter der *Sovremennoïe Slovo*), eine in Vilnius und eine in Odessa, die *Odesskia Novosti*. Er beteiligte sich außerdem an der Veröffentlichung von *Retsch*, dem wichtigsten Nichtregierungsorgan in Russland, das vom Staatsmann Pawel Miljukow geleitet wurde. Wir bewohnten eine großzügige Wohnung auf der Wassiljewski-Insel, am Ufer der Newa; der Hauptflügel war den Erwachsenen vorbehalten, wohingegen mein Zimmer Teil des Nebenflügels war, in dem sich die Küche und die Wäschekammer befanden. Meine Eltern verzichteten darauf, ihren Reichtum zur Schau zu stellen, denn in diesem Punkt war meine Mutter unnachgiebig: lediglich zwei Hausangestellte und weder Pferdekutsche noch Auto (ein erwachsener Cousin, der meinen Vater bei seinen Geschäften zur Hand ging, besaß bereits

eins). Ebenso war die obligatorische westliche Gouvernante nur eine Deutschbaltin und befand sich somit auf der niedrigsten Stufe jener Hierarchie, deren ersten Rang die Engländerinnen einnahmen, gefolgt von den Französinen und den Deutschen. Die brave Frau, Wally Spirgus, die uns später in die Emigration folgte und ihr Leben als Kindermädchen meines Urgroßneffen Simon Andrieux in Paris beschloss, hatte meine Schwester schnell für unausstehlich und »jungenhaft« erklärt, und gab mir daher den Vorzug. Dennoch mied ich ganz und gar nicht die turbulenten Kinderspiele, das Fangen und Verstecken, wobei uns jeder Kontakt mit den sagenhaften »Jungen von der Straße« strikt verboten worden war. Uns blieb somit in erster Linie ein halbes Dutzend Cousins und Cousinen.

Die Politik, der Weltkrieg? Davon wurden wir ziemlich hermetisch abgeschottet. Die einzige Erinnerung, die ich etwa an den Sommer 1914 habe, ist das Gezeter einer Tante über den Anstieg der Preise von Obst und Gemüse. Sicherlich hegte man in der Familie patriotische Gefühle – zwei meiner älteren Schwestern besuchten Krankenschwesternkurse –, doch ich glaube, die Nachrichten von den russischen Niederlagen und erst recht die Debatten über die Unfähigkeit der Regierung oder die Gerüchte über den Verrat der Zarin sind nie zu uns Kindern durchgedrungen.

Was die Revolution betrifft, so kann ich mich gerade noch an die Stromausfälle erinnern, von denen mich einer in Rage brachte, weil die einzige verfügbare Kerze in unserem Flügel der Wohnung zum Beleuchten der Küche und nicht unseres Zimmers diente: »Wir haben ein Recht auf die Kerze«, schrie ich, »denn wir sind nobler Abstammung!« Ist es ein Wunder, dass ein Kind männlichen Geschlechts, das auf sechs Mädchen folgt und schon

deshalb für etwas Besonderes gehalten wird, völlig von sich selbst eingenommen ist?

Da kommt mir noch eine weitere Erinnerung an mein feudalherrenartiges Betragen: in einem Gespräch erklärte mir unsere Gouvernante, dass St. Petersburg (damals Petrograd) von Peter dem Großen gegründet worden war – wohingegen ich darauf bestand, dass es sich um eine ... jüdische Gründung handelte. Und das, obwohl uns unsere Eltern fast völlig im Unwissen über unser Judentum gelassen hatten: ganz selten nur, wenn sie von uns nicht verstanden werden wollten, bedienten sie sich des Jiddischen, das sie ansonsten abfällig als »Jargon« abtaten. Woher kam also meine Verehrung alles Jüdischen? Heute kann ich sagen, dass ich mit einer wirklich jüdischen Erziehung niemals Anspruch auf die Lorbeeren für die Erbauung des Russischen Reich erhoben hätte: Die Assimilation, und nur sie, befördert diese Art der Umnachtung. Es ist allerdings möglich, dass ich zuhause Äußerungen über die Intelligenz und den Tatendrang der Juden gehört und daraus größenwahnsinnige Schlüsse gezogen hatte.

Von den ersten acht Jahren meines Lebens behalte ich die Erinnerung an Schlitten, die über Schnee gleiten, an gestrickte schwarze Unterwäsche und Wohnungen mit Doppelfenstern; oder aber an die Ostseestrände in Finnland, wo wir unsere Sommerferien verbrachten. So auch im Sommer 1917; wir verbrachten sie in Terijoki, etwa zwanzig Kilometer von der Hauptstadt entfernt, und mein Vater begab sich wie üblich jeden Tag ins Büro (auf Russisch Kontora). Eines Abends berichtete er von den neuesten politischen Entwicklungen, die ich so verstand, dass ich ausrief, Petrograd sei das »Kontor der Revolution« (es ging dabei höchstwahrscheinlich um die versuchte Konterrevolution des Generals Kornilow im August). Das

einzig, woran ich mich vom Staatsstreich im Oktober erinnere, ist die Bildung eines Frauenbataillons, das gelobte, die Bolschewiki niederzuschlagen. Offenkundig waren die Sympathien der Familie auf Seiten dieser Damen. Auch erinnere ich mich an die Hungersnot im Winter 1917-1918, denn an manchen Abenden aßen wir Frikadellen aus Kartoffelschalen; und an die Verhaftung eines Onkels durch die eben gegründete Tscheka, die allerdings zu diesem Zeitpunkt noch als Behörde wie jede andere angesehen wurde, weshalb mein Vater nichts dabei fand, sofort hinzugehen, um gegen einen derart willkürlichen Akt zu protestieren und es tatsächlich schaffte, seinen Schwager zu befreien.

Der Bürgerkrieg wie der eigentliche Terror hatten also noch nicht begonnen. Aber die Hungersnot wurde schlimmer, und sie war es, die meinen Vater dazu bewegte, Zeitungen, die ohnehin nicht mehr erscheinen konnten, und Handelsgesellschaften, die ihre Aktivität eingestellt hatten, zurückzulassen, um mit der Familie in den heimatlichen Süden zu ziehen, nach Odessa. Mit unserer Gouvernante und zwei der Töchter aus erster Ehe waren wir zu siebt.

Odessa befand sich zu dieser Zeit unter deutscher Militärherrschaft, und die Reise dorthin, meine erste große Reise, konnte nur abenteuerlich werden. Die ersten 500 Kilometer bis nach Wizebsk legten wir in einem luxuriösen Eisenbahnabteil der ersten Klasse zurück, dann mussten wir die nächsten etwa 300 Kilometer nach Gomel in einen Güterwagon umsteigen. In Gomel, dem Tor zur Ukraine, wo ich die ersten deutschen Uniformen sah, waren die Gleise unterbrochen. Wir bestiegen also, nach langem Hin und Her, ein Schiff auf dem Dnjepr. Das war, bis nach Kiew, der längste und unterhaltsamste Teil einer Reise, die mir endlos vorkam. Wiederum mit der Eisen-

bahn bewältigten wir den letzten Teil der Expedition, die insgesamt drei Tage und drei Nächte dauerte.

In Odessa bezogen wir eine große Wohnung im Erdgeschoss der Deribasywska-Straße (die Prachtstraße der Stadt trug den Namen Richelieu, zu Ehren der französischen Emigranten, die um 1800 eine entscheidende Rolle bei der Errichtung der Stadt und des Hafens gespielt hatten). Unter den Deutschen verlief das Leben ruhig, zumindest für uns friedfertige Bourgeois, und das änderte sich auch nicht, als eine französisch-englische Kontrollkommission nach dem Waffenstillstand im November 1918 die deutsche Herrschaft ersetzte. Im April gewannen jedoch die Bolschewiken, die bereits einmal Ende 1917 in Odessa an der Macht gewesen waren, die Stadt zurück (in der lokalen Terminologie waren sie die »zweiten« Bolschewiken). Ich erinnere mich noch an die Wut, mit der ich, selbstverständlich im Verborgenen, die ersten Zeitungen der Bolschewiken las, in denen alle Register gezogen wurden, um die »Weißen Garden« und die Kapitalisten zu verunglimpfen. Ich hatte allerdings auch wenig Grund, die Bolschewiken in mein Herz zu schließen, da mein Vater kurz nach ihrer Ankunft die Familie verlassen und sich in einer Klinik in Sicherheit bringen musste, denn als Herausgeber der *Nouvelles d'Odessa* fühlte er sich besonders bedroht. Die zweiten Bolschewiken zauderten noch, die Kliniken zu durchsuchen...

Ich war mir nur vage über die Situation bewusst, und meine bürgerliche Einstellung konnte sich umso freier entfalten, als ich nichts wusste von den Pogromen und Massakern an den Juden, die zu der Zeit sowohl von der Weißen Armee als auch von den Einheiten Petljuras und anderer nationalistischer oder anarchistischer ukrainischer Banden verübt wurden. Unsere Eltern, in diesem

Fall ganz besonders unsere Mutter, versuchten wie schon zuvor, uns die prekäre Lage der Juden und andere traurige Tatsachen zu verbergen, von denen man später in den Geschichtsbüchern erfuhr. Auch dank der Abwesenheit des Vaters errangen wir jedoch einige Freiheiten, insbesondere das Recht, mit den »Jungs von der Straße« zu spielen, die sich als überaus friedliche Kinder entpuppten. Der Sohn des Hauswirts etwa vermittelte mir die Leidenschaft für das Briefmarkensammeln, die mich bis in meine Jugendjahre nicht verlassen sollte. Ebenfalls in diesem Umfeld lernte ich aber ein antisemitisches Diktum kennen, das damals überall verbreitet war: »Der Tee gehört Wissotzky, der Zucker gehört Brodsky,* und Russland gehört Trotzki«, ohne zu ahnen, dass es sich genau auf mich bezog. Dabei war ich, wie wir gesehen haben, ein eifriger Zeitungsleser; die Zeitungen aber – zumindest diejenigen, die wir zuhause hatten – verloren kein Wort zum Thema Juden.

Im August 1919 überließen die zweiten Bolschewiken der Weißen Armee von Denikin kampflos die Stadt; zugleich landeten französische und griechische Truppen in Odessa. Ich glaube, meine älteren Schwestern flirteten ein wenig mit den französischen Offizieren, und die ganze Stadt trällerte »La Violetera«. Die Weißen setzten ihren Vormarsch in atemberaubender Geschwindigkeit fort. Anfang Oktober 1919 hatten sie Tula erreicht, das weniger als zweihundert Kilometer von Moskau entfernt liegt. Ich folgte diesem Vormarsch mit der gleichen Erregung wie ein Vierteljahrhundert später dem der Russen und Amerikaner in Richtung Berlin. Wenn ich so darüber nachdenke, dann kann ich die Charakterisierung des klei-

* Wissotzky war eine große Tee-Handelsgesellschaft, Brodsky eine Zuckerdynastie.

nen Faschisten nicht zurückweisen, der ich damals ganz von selbst gewesen bin, weil ich in eine Familie reicher Juden hineingeboren worden war (die Zukunft sollte allerdings zeigen, wie fragil und vergänglich diese Einteilung war).

Der Rückzug der Weißen verlief allerdings genauso rasch wie ihr Vorstoß. Mitte Dezember 1919 hatte die Rote Armee Charkiw und Kiew zurückerobert und näherte sich zügig dem Schwarzen Meer. Durch unsere Fenster im Erdgeschoss sah man Gruppen von zerlumpten Soldaten auf dem Rückzug... Dieses Mal verstand ich, was das bedeutete, da die Gerüchte um die baldige Evakuierung Odessas bis zu uns Kindern gedrunken waren. Die endgültige Ära der »dritten« Bolschewiken stand kurz bevor.

Panik ergriff die Bourgeoisie, und nicht nur sie. Ich erinnere mich an einen entfernten Cousin, der sich für die französische Fremdenlegion verpflichtete, da er keine andere Fluchtmöglichkeit sah; er schickte uns später verzweifelte Briefe aus Sidi bel Abbès nach Paris.

Wir aber bestiegen, immer noch zu siebt, auf sehr bourgeoise Art ein italienisches Schiff, die »Leopolis«. Als ich den russischen Boden verließ, rief ich pathetisch: »Oh Vaterland, wann sehe ich dich wieder?«, wobei ich mit dem Absatz auf den Kai stampfte. Wie sich herausstellte, traf ich damit den Nagel auf den Kopf, denn ich bin nie mehr nach Russland zurückgekehrt. Mein kindisches Pathos spiegelte im Übrigen keineswegs den Gemütszustand der Familie wider, schließlich waren meine Eltern derselben Meinung wie die allermeisten Emigranten:

Ein derart absurdes und empörendes Regime wie das der Bolschewiken würde sich höchstens einige Monate halten können, denn das Volk würde bald kurzen Prozess

damit machen. Das ist überhaupt die gängige Ansicht unter politischen Emigranten jeglicher Couleur, die dazu neigen, »auf ihrem Gepäck zu leben«, wie man im Russischen sagt, und währenddessen oft versuchen, ihre Rückkehr mit Hilfe von politischen Projekten und Intrigen zu beschleunigen, die das Weltgeschehen noch zusätzlich verkomplizieren (meine Eltern gehörten allerdings nicht zu dieser Kategorie).

Die »Leopolis« hatte Brindisi zum Ziel. Von da aus gelangten wir nach Neapel, wo wir mehrere Wochen blieben, wobei ich nicht mehr weiß, warum. Vielleicht warteten wir auf unseren Vater, der nach London weiter gereist war, um finanzielle Probleme zu regeln.

Der Großteil der russischen Emigranten, insbesondere die Soldaten der Weißen Armee, kamen gänzlich mittellos in Europa an: Dem Land und der Konjunkturlage entsprechend spezialisierten sie sich auf eine Dienstleistung – Taxifahrer in Paris, Gastwirt und Kellner in Berlin.

Einige wenige jedoch verfügten über Ressourcen im Ausland, und unser Vater gehörte dazu. Er hatte, als er 1917 in London war, 20.000 Pfund Sterling auf seinen Namen und eine noch größere Summe auf den Namen seiner Import-Export-Firma transferieren lassen. Der erste Betrag wurde ihm unverzüglich ausgehändigt, den zweiten aber hielt die Bank unter dem (im Übrigen logischen) Vorwand zurück, dass alle russischen Handelsgesellschaften verstaatlicht worden seien und daher nur noch auf dem Papier existierten. Daraus ergab sich ein schier endloser Prozess, den er erst 1932 endgültig verlor und mit dem auch die Hoffnung auf den Fall der Bolschewiken zugrunde ging.

(Mannigfaltig sind die Illusionen der Emigranten; ich kenne mindestens einen, der, obgleich in Frankreich ge-

boren, im Moment, in dem ich dies schreibe, eine umfassende kollektive Rückkehr plant, um nach dem bald eintretenden und endgültigen Sturz der UdSSR ein freies demokratisches Russland zu errichten. Seinen Berechnungen zufolge geht die Zahl der Russen in den Vereinigten Staaten und der Ukrainer in Kanada, die sich für diese Unternehmung gewinnen ließen, in die Millionen.)

Von Italien aus gingen wir bald nach Frankreich, das im Jahr 1920 freundlich zu Immigranten jeglicher Herkunft war und wo der Kurs des Pfunds günstig stand. Es ist typisch, dass wir uns trotz des anspruchslosen Geschmacks meiner Eltern in einem luxuriösen Appartement im 16. Arrondissement niederließen, in der Nähe der Avenue Foch (damals noch Avenue du Bois de Boulogne).

Zu Beginn des Schuljahres wurde ich für das Lycée Janson-de-Sailly angemeldet. Aufgrund der chaotischen Zeitläufte hatte ich in Russland nicht die Gelegenheit gehabt, eine Schule zu besuchen; es war also mein erstes Schuljahr. Ich lebte mich recht schnell ein, doch habe ich von diesem ersten Jahr nur trübe und verschwommene Erinnerungen.

Ich war ein fleißiger und ängstlicher Schüler, wie die Vierzeiler zu bestätigen scheinen, die ich damals verfasste und die bis heute mein einziger Ausflug in die Dichtkunst geblieben sind:

Je suis un petit garçon
Du petit lycée Janson
Je me lève de grand matin
Et j'avale mon petit pain

Et j'y vais, et j'y cours,
Quand j'arrive bat le tambour

Nous allons enfin en classe
Là un professeur passe.*

Die Trommel (»tambour«) zeugt davon, dass die französischen Gymnasien kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs noch einige Relikte vom napoleonischen Militarismus bewahrt hatten. Das fällt mir heute auf; damals schien mir dieser Brauch in der Natur der Sache zu liegen. Mein erster Kontakt mit einer französischen Schule und französischen Kindern hat mich ansonsten wenig begeistert.

Ich glaube, das war zum Teil dem Wesen der Sekundarschule zu Beginn dieses Jahrhunderts geschuldet: Als Privileg der Bourgeoisie brachten die Gymnasien Schüler mit reserviertem Auftreten hervor, die überdies Distanz wahrten gegenüber kleinen Ausländern oder »Kanaken«. Letztere waren am Lycée Janson zahlreich und stammten aus Lateinamerika, aus der Levante und aus Indochina (das maghrebische und subsaharische Afrika schickte seine Söhne dagegen nicht ans Lycée Janson). Ich war ein schüchterner und wenig geselliger Schüler, recht gut in allen Schulfächern außer im Zeichnen. Doch auch in diesem Bereich hatten die Drohungen des Lehrers, der mir auf die beiden ersten Klassenarbeiten einen halben und einen von 20 Punkten gegeben hatte, zum Ergebnis, dass ich es in der letzten Arbeit auf 12 schaffte; das ließ mich zum ersten Mal über die Frage erzieherischer Methoden nachdenken.

* Ich bin ein kleiner Junge / vom kleinen Gymnasium Janson / Ich stehe frühmorgens auf / Und schlinge mein kleines Brötchen hinunter // Und ich gehe, und ich laufe hin / Wenn ich ankomme trommelt der Tambour / Dann gehen wir ins Klassenzimmer / Dort kommt ein Lehrer vorbei.

Was gibt es über diesen ersten Aufenthalt in Paris noch zu berichten? Die Zahl der Frauen in Trauer, denen man 1920 auf den Straßen begegnete, verleitete meine Schwester und mich zu dem Schluss, dass Schwarz die französische Nationaltracht sei. Die Entdeckung der Metro (mit ihren großen Werbeplakaten wie etwa für den Aperitif »Dubo... Dubon... Dubonnet«), welche ich viel lieber mochte als das Taxi, ist wohl meine einprägsamste Erinnerung aus dieser Zeit. Von all den Reklamen fand ich die Werbekampagne von Michelin am bestechendsten, mit der das Unternehmen versuchte, seine Reifen an die Pariser Autobusse zu bekommen: »Schweine fahren jetzt auf Druckluftreifen! Und Sie auf Metallrädern?«

Der Aufenthalt endete im Sommer 1921, als die Weltwirtschaft für die Besitzer von britischem Pfund die Ansiedlung in Deutschland günstiger machte als in Frankreich. Unsere Gruppe von sieben Familienmitgliedern zog also nach Berlin um, und da die trügerische Hoffnung auf ein baldiges Ende der Bolschewiken noch nicht all ihre Wirkung verloren hatte, richteten wir uns an der nächsten noblen Hauptstraße, dem Kurfürstendamm, in einer prächtigen Familienpension ein. Ich sah dort auf den Fluren schöne junge Frauen im Bademantel an mir vorbeigehen und begann – noch ohne zu ahnen, dass es sich um Edelhuren handelte – mich brennend für sie zu interessieren, wie es eben normal war in meinem Alter.